

Marika Liebsch

---

## Kinder in Nepal

Nepal vom 02.11.1998 - 02.02.1999,  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

---

Sonnenbank	452
Dank Kinderarbeit zum Basecamp	453
Alltag in 3441 Metern	453
Sherpa heißt nicht Träger	455
Das höchste Krankenhaus der Welt	457
Zahlen sind relativ	458
Fernsehen aus dem Löwenpalast	459
Hhm, tja, na ja, eine Liebeshochzeit	462
„Human-touch“ unter staatlicher Kontrolle	463
Journalisten und Journalisten	464
Lebendige Göttinnen	466
Kindermönche	468
Ein Tag mit Tashi	469
Rajendra, der glücklichste Junge von Daschinkali	470
Kinder im Gefängnis	472
Elefanten-Arbeiter	473
Ein Lächeln zum Schluss	475



*Marika Liebsch*, geboren am 18.02.1965 in Aachen. 1985 bis 1991 Studium an der Deutschen Sporthochschule in Köln, Schwerpunkt Publizistik. 1988 zwei Semester am State University College of New York, Cortland. Seit 1985 freie Autorin bei der Westdeutschen Zeitung in Wuppertal. Seit 1989 freie Autorin beim WDR (Guten Morgen aus Köln, Riff, Aktuelle Stunde). Von 1993 bis 1994 Programmvolontariat beim Westdeutschen Rundfunk in Köln. Anschließend als freie Autorin fünf Monate in New York, seit Mitte 1995 für den WDR in Köln, u.a. ARD-Kinder-Weltspiegel.

### **Sonnenbank**

Aung Shiring Sherpa schüttelt lachend den Kopf. Er kann es immer noch nicht glauben. Wir sitzen in 3400 Metern Höhe auf einem Felsen und sehen zum ersten Mal den höchsten Berg der Welt: die Sargamatha, die Mutter des Universums, wie der Mount Everest in Nepal heißt. Wir sind nassgeschwitzt und dankbar nutzen wir den Schatten der Bäume. Die Baumgrenze ist noch 1300 Meter höher. Den mächtigen Berg im Blick unterhalten wir uns. Wie immer in solchen Pausen komme ich kaum dazu, die berauschend schöne Landschaft wirken zu lassen. Aung Shiring Sherpa findet mich lustig. „Berge kann man doch nicht genießen. Genießen kann man ein schönes Gespräch. Erzähl mir weiter von Deutschland und Europa.“ Seit drei Tagen stellt er mindestens einmal täglich die gleiche Frage: „Geht ihr wirklich in ein Geschäft, bezahlt Geld, legt euch eine halbe Stunde nackt unter Lichtrohren und das nur um braune Haut zu bekommen?“ Abends, wenn ich in meinem Schlafsack liege, kann ich Shiring manchmal mit seinen Freunden lachen hören. Sehr oft über *surya galta*, das ist nepali und heißt falsche Sonne.

Aung Shiring Sherpa ist nach eigenen Angaben 16 Jahre. Er arbeitet als Porter-Guide in Solokhumbu, wie das Everest-Gebiet in Nepal heißt, um sein Schulgeld zu verdienen. Er sieht aus wie höchstens vierzehn Jahre und ist so klein und schwächling, dass ich es zuerst gar nicht über mein Herz bringe, ihn meinen Rucksack tragen zu lassen. Bevor wir von dem Ort Lukla in Richtung Everest-Basecamp loswandern, kaufe ich noch einen zweiten, packe alle schweren Sachen hinein und gebe Shiring den leichten Rucksack. Nachdem Shiring dann aber wie eine Gemse, kaum schwitzend, den Berg hochsprintet und mich am ersten Tag mitleidig wie ein uraltes Mütterchen betreut, packe ich vor dem zweiten Tag dann doch wieder um.

## **Dank Kinderarbeit zum Basecamp**

Shiring ist glücklich. Jeden Tag versichert er mir, wie gut der Job für ihn ist, wie wichtig das Geld. Shiring hat richtig kämpfen müssen, bis ich ihn anheuerte. Seit Tagen bin ich in Lukla und suche einen Porter-Guide. Alle, die ich anspreche, haben bereits einen Job. Shiring bekommt dies mit und bittet mich um den Job. Ich sage aber nein. Schließlich will ich zum Thema Kinderarbeit recherchieren und sie nicht unterstützen. Immer wieder kommt Shiring zu mir und fragt nach dem Job. Er bringt diverse Freunde und Onkel mit, die mir versichern, dass Shiring wirklich 16 Jahre sei und wirklich nur in den Ferien für die Schule Geld verdienen wolle. Als ich auch am vierten Tag niemand anderen finden kann, heuere ich Shiring an - mit ungutem Gefühl und schlechtem Gewissen.

Das ungute Gefühl wird nicht besser, als nach kaum drei Stunden an unserem ersten von 14 Trekking-Tagen Shiring von einer Gruppe sehr wütender Frauen angehalten wird. Die schimpfen auf ihn ein, zerren an seinem Hemd, schubsen ihn. Ich verstehe kein Wort außer paissa (Geld). Shiring versucht die Frauen zu beruhigen. Ohne Erfolg. Schließlich kommt er beschämt zu mir und fragt, ob ich ihm Geld leihen könne. Und zwar 3000 Rupien, das Honorar für vier Arbeitstage. Als ich ihn frage, wofür er das Geld bezahlen müsse, sagt er, dass er in Lukla übernachtet und getrunken hätte und noch nicht bezahlt habe. Ich entgegne, dass er in Lukla doch bei seinem Onkel wohne, den ich doch kennen gelernt hätte. Ja, das wäre zwar sein Onkel, aber nicht sein richtiger Onkel. Und deshalb müsse er bezahlen. Er habe aber kein Geld und die Frauen würden ihn jetzt nicht gehen lassen, wenn er nicht bezahle. Da ich ohnehin in den letzten drei Tagen schon keine der empfohlenen Nepal-Regeln beachtet habe, ist es nun auch egal. Ich gebe Shiring das Geld und stelle mir vor, wie er wahrscheinlich bald mit meinem Rucksack abhauen wird und ich mich alleine durchschlagen muss.

## **Alltag in 3441 Metern**

Nach sieben Tagen unterwegs mit Aung Shiring Sherpa, der nicht abgehauen ist, sondern sich als sehr zuverlässiger und erfahrener Begleiter erweist, erreichen wir Namche Bazar. Das letzte große Dorf auf dem Trek zum Everest Basecamp. Namche Bazaar liegt auf 3441 Metern. Es ist das Handelszentrum in Solokhumbu. Über den Pass aus Osten vom Nampa La kommen die Tibeter mit voll beladenen Yaks (Grunzochsen), den typischen Tragetieren im Himalaya. Sie wollen Felle und Schmuck gegen Lebensmittel handeln. Aus den Tälern schleppen die Bauern in tagelangen Fußmärschen Eier, Butter, Öl, Obst, Fleisch und Gemüse aus ihrem Dorf bis zu 2000 Höhenmeter hoch nach Namche. 60 bis 90 Kilo pro Träger! Das ist seit hundert Jahren schon so und Namche ist ein gewachsener Ort. Seit etwa 25 Jahren hat Namche sich extrem verändert. Denn durch wachsenden Trekking-Tourismus kommen mittlerweile 50.000 Trekker pro Jahr hierher. Trekking-Tourismus ist heute die wichtigste

Einnahmequelle in Nepal. In Namche Bazar verbringen die Trekker beim Aufstieg mindestens einen Akklimatisierungstag und decken sich ein mit Lebensmitteln und mit Trekking-Ausrüstung aller Art. Auf dem Rückweg werden dann auch reichlich Souvenire eingekauft, wie Pullover und Socken aus Yak-Wolle, tibetischer Schmuck, buddhistische Butterlampen und Behälter für Räucherwaren.

Aung Shiring und ich erreichen Namche Bazar an einem Freitagnachmittag. „Perfekt“, findet Shiring, „denn Samstag ist großer Markttag.“

Und bereits am Freitag bereiten sich die Händler vor: Überall lagern Träger mit ihren Waren und beginnen bereits mit dem Handel. Shiring geht erst einmal zum Frisör inklusive Kopfmassage. Dann sucht er ein Guest-Haus für uns. Wir entscheiden uns für ein kleines tibetisches Guest-Haus, das etwas abseits liegt.

Am Samstagmorgen hören wir schon von weitem das Stimmengewirr: Händler preisen Waren an, Kunden und Händler feilschen laut um Preise. Auf dem Erdboden ausgebreitet liegen auf dreckigen Plastikfolien Fleisch, Gemüse, Obst, Schuhe und Kleidung. In rostigen Blechkanistern sind Butter, Öl und Eier. In Säcken gibt es Gewürze. Tibeter, Bauern aus ganz Solokhumbu, Mönche aus den Bergen, Einwohner aus Namche, Sherpas, die regelmäßig als Träger und Führer hier sind, und viele Trekker aus aller Welt mischen sich auf dem Marktplatz in 3441 Metern Höhe. Während die Trekker fast ausschließlich fotografieren, als hinge ihr Leben daran, wieviele Bilder sie schießen, so feilschen die Tibeter, Mönche und Bauern, als ginge es dabei um ihr Leben. Eine alte Frau steht schon seit zwanzig Minuten vor einem Fleischverkäufer und versucht ein Stück zwei Pfennig billiger zu bekommen. Sie hält das kleine Stück Fleisch gegen das Licht, befühlt und betastet es ausgiebig, legt es zurück auf die Plastikfolie, hebt es wieder hoch. Der Händler bleibt hart und bietet ein anderes Stück an. Die alte Frau befühlt nun dieses Stück. Aber sie will das erste Stück und hebt jenes wieder hoch. Schließlich geht sie ohne Fleisch weg. Shiring verhandelt mit einem Tibeter um eine Schürze für seine Mutter, die er als Geschenk mitbringen will. Auch er hat kein Glück und ist ärgerlich.

Nach drei Stunden sind wir völlig erschöpft. Zum Tee bringt mich Shiring in ein Teehaus, wo er Freunde treffen will, die auch als Träger und Führer arbeiten. Zwei seiner Freunde sind völlig niedergeschlagen. Sie tragen für einen großen Reiseveranstalter, der sie so schlecht bezahlt, dass sie auf dem 14tägigen Trek nichts verdienen und ihre ganze Hoffnung auf das Trinkgeld der Trekker gesetzt haben. Nun sind die Trekker aber so unzufrieden, dass sie bisher kein Trinkgeld gegeben haben und, so die Befürchtung von Shirings Freunden, wohl auch kein Trinkgeld mehr geben werden. Woher die Reisegruppe kommt, will ich wissen. „Es sind Deutsche, die mit dem Summit-Club trekken“, antwortet Shirings Freund. Der Summit-Club ist der Reiseveranstalter des deutschen Alpenvereins.

„Trinkgeld? Wir zahlen 15 Dollar pro Tag für unseren Träger. Das ist doppelt soviel, wie sie woanders verdienen. Das ist doch wohl Trinkgeld genug?“, entrüstet sich der Trekker auf meine Frage. Die Recherchen ergeben, dass die

Urlauber zwar 15 Dollar zahlen, aber davon nur zwei bis drei Dollar bei den Trägern ankommen. Von diesen zwei bis drei Dollar können die Träger gerade mal ihr Essen bezahlen und je höher sie kommen manchmal noch nicht einmal das. Und der Summit Club ist in großer schlechter Gesellschaft. Immer wieder trifft Shiring Freunde, die ähnliches erzählen. Deshalb will Shiring auch nicht für einen Veranstalter arbeiten. Er glaubt, dass die alle betrügen und Träger ausnutzen.

Auf Nachfrage beteuert der Summit-Club, dass seine Träger gut bezahlt werden. Aber man weigert sich, die Namen der Unternehmen vor Ort zu nennen. Angeblich soll nun noch einmal alles geprüft werden.

Ich denke, es ist von großer Wichtigkeit, dass Trekker nicht sorglos ein Pauschalpaket buchen und blind vertrauen, sondern immer wieder Preise und Honorare erfragen und prüfen, wer was bekommt. Ich glaube, nur so kann man dazu beitragen, dass das Geld dort hinkommt, wo es hingehört.

Leider gibt es in fast allen Nepal-Reiseführern einige verheerende Fehlinformationen. So wird immer wieder berichtet, dass die Träger und Führer in den Gasthäusern kostenlos essen und übernachten können, da sie die Kunden bringen. Das stimmt nicht. Bei allen Recherchen habe ich erlebt und bestätigt bekommen, dass es nur manchmal für regelmäßig kommende Träger Preisnachlass gibt. Aber in der Regel müssen die Träger sogar die gleichen Preise wie die Touristen zahlen. Ebenso wird meiner Meinung nach das Risiko überbewertet freie Träger und Führer vor Ort anzuheuern. Man unterstützt so eher die selbständigen Träger und Führer und bricht das extreme Abhängigkeitsverhältnis zwischen großen Reiseveranstaltern und den einheimischen Trägern, die ausgebeutet werden, während der Veranstalter unverhältnismäßig in die eigenen Tasche wirtschaftet. Oft habe ich beobachtet, dass schlecht ausgebildete, nicht englisch sprechende Träger für die großen Veranstalter arbeiten. So kommt kein Gespräch zwischen Trekker und Träger auf und Informationen können nicht ausgetauscht werden. Die englisch sprechenden, gut ausgebildeten Träger haben viel besserer Möglichkeiten sich selbst um Kunden zu kümmern. Allerdings sollte man an gut besuchten Stellen, wie den Ausgabestellen der Trekking-Permits, Träger suchen und sich nach Möglichkeit ein Empfehlungsbuch zeigen lassen oder zurückkommende Touristen nach ihren Erfahrungen fragen. In die Empfehlungsbücher schreiben Trekker ihre Erfahrungen mit dem Träger bzw. Führer, meistens in der jeweiligen Muttersprache, so dass der Träger oft gar nicht weiß, was dort steht. Ein solches Buch haben gute Träger und Führer meistens bei sich um ihre Erfahrungen dokumentieren zu können.

## **Sherpa heißt nicht Träger**

Shiring und die meisten seiner Freunde, die als Träger und Führer in der Khumbu-Region, also dem Everest-Gebiet, arbeiten, gehören zur Volksgruppe der Sherpa. Für Sherpas ist es typisch, mit Nachnamen auch Sherpa zu heißen. Deshalb ist es auch so schwierig, Familienverhältnisse zu erken-

nen, da alle Sherpa heißen und die Anrede „didi“ („große Schwester“) sowie „aamaa“ (Mutter) oder „daai“ (großer Bruder) auch als höfliche Anrede für Freunde und Fremde benutzt werden.

Die Sherpas sind außerhalb Nepals die bekannteste Volksgruppe. Im Frühmittelalter kamen die Sherpas von Tibet nach Nepal. Der Name Sherpa bedeutet „Volk aus dem Osten“. Heute leben etwa 3000 Sherpas in Solokhumbu. Bis heute haben sie eine eigene Sprache, die sich sehr von nepali unterscheidet. Dafür ähnelt es immer noch sehr dem Tibetischen. Deshalb können Sherpas Tibeter verstehen und umgekehrt. Auch dies ist ein Grund, weshalb die Tibeter bis heute ins Solokhumbu kommen um zu handeln oder sich medizinisch versorgen zu lassen.

In Europa sind die Sherpas vor allem als höhenangepasste Träger und hochgebirgserfahrene Bergführer bekannt. Der berühmteste Sherpa ist Tenzing Norgay, der zusammen mit dem Neuseeländer Edmund Hilary am 29. Mai 1953 als erster den Mount Everest bezwang. Viele Touristen wissen gar nicht, dass Sherpa eine Volksgruppe bezeichnet, und glauben, dass Sherpa das nepalesische Wort für Träger ist.

Früher war es undenkbar, dass ein Sherpa die höchsten Berggipfel betreten hätte. Denn Sherpas glauben, dass die Götter auf den Gipfeln der höchsten Berge wohnen und die Gipfel ausschließlich den Göttern gewidmet sind. Nachdem aber durch die Schließung der chinesischen Grenze 1951 die Handelsbeziehungen zu Tibet unmöglich gemacht werden und die Sherpas ihrer einzigen Einnahmequelle beraubt sind, siegt der Pragmatismus über den Glauben und die Sherpas nutzen den beginnenden Trekking- und Expeditionstourismus als neue Einnahmequelle. Einige wenige Berge haben sie aber ausschließlich ihren Göttern bewahrt, wie den Kumbilla (5761 Meter). Es sind zwar vorsichtshalber die Berge, die nicht ganz so anziehend auf die Touristen wirken, so wie der höchste Berg der Welt, aber immerhin darf bis heute kein Tourist diese heiligen Berge besteigen.

Viele Sherpas sind in den Bergen tödlich verunglückt. Oft überleben die fremden Bergsteiger ihre Träger und Führer, nicht weil sie besser sind, sondern weil sie besser ausgerüstet sind.

Auch Shirings Bruder starb 1996 beim Trekking. Er war mit einer Gruppe japanischer Touristen im Gokyotal, einem beliebten Nebental, auf dem Trek zum Everest Basecamp, als die Gruppe von plötzlich heftigem Schneefall überrascht wurde und mit einer Lawine in den Tod stürzte. Shiring und sein Vater wurden mit einem Hubschrauber zum Unglücksort gebracht, wo heute die Namen aller Verunglückten in den Berg gemalt sind.

Als Shiring sich ein Jahr später entscheidet, ebenfalls in den Bergen sein Geld zu verdienen, will seine Mutter es zunächst nicht erlauben. Aber schnell wird der Familie auch klar, dass es außer Trekking eigentlich keine Möglichkeit gibt Geld zu verdienen. Mit dem kleinen Stück Land und den paar Ochsen verdient Shirings Vater nicht genug um die Familie zu ernähren. Shiring hat noch drei jüngere Schwestern. Die Älteste ist heute zwölf und geht bereits nicht mehr in die Schule. Sie muss zu Hause helfen und auf die kleineren Schwestern aufpassen. Shiring möchte genug Geld verdienen um die

weiterführende Schule zu beenden. In den letzten zwei Jahren hat er durch den Trekking-Job soviel Schule versäumt, dass er nie die Abschlussprüfungen schafft. Shiring wirkt hin und her gerissen zwischen Schule und Arbeit. Er weiß, dass ein Abschluss wichtig ist. Er möchte etwas lernen und träumt von einem Job als Ingenieur oder Lehrer. Er weiß auch, dass er diese Jobs ohne Ausbildung niemals lernen kann. Andererseits reizt ihn das Geld, welches er durch den Trekkingjob verdient, und manchmal träumt er laut von einem eigenen Reiseunternehmen.

Shiring musste seinen Eltern versprechen, dass er die Heiligkeit der Berge und der Götter achtet, und daran hält sich Shiring während unseres ganzen Treks. Jede Gebetsmühle auf dem Weg wird mit den Worten „Om mane padne hum“ gedreht, was übersetzt ungefähr „Jubel dem göttlichen Juwel des Lotus“ heißt und eine Ehrung Buddhas ist. Die Sherpas sind wie die Tibeter Buddhisten. Kommen wir beim Trekken vorbei an Stupas, kleinen Steintempeln mit Reliquien, dann läuft Shiring immer auf der linken Seite vorbei. Ebenso geht er immer auf der linken Seite der mani-Mauern (Mauern auf denen „om mani padne hum“ tausendfach in den Stein graviert ist). Shiring fordert mich ebenfalls auf, dies zu tun. Das bringe Glück.

### **Das höchste Krankenhaus der Welt**

Beim vierten Versuch scheint es zu klappen, dass ich Dr. Rachel Bishop und Dr. Jim Litch sprechen kann. Immerhin sitze ich schon in der Küche, wo es das Mittagessen gibt und schon appetitlich duftet. Die Köchin guckt leicht verärgert. Seit vierzig Minuten hält sie das Essen warm. Eigentlich ein sehr großes Ärgernis in Nepal. Aber die Köchin scheint im Fall Dr. Bishop und Dr. Litch daran gewöhnt zu sein. Dann kommen die beiden endlich in die Küche gehetzt: „Eine halbe Stunde haben wir Zeit, dann müssen wir weiter machen. Sag Rachel und Jim zu uns, das macht's einfacher.“ Das kanadische Ehepaar ist seit einem halben Jahr im Hospital von Kunde. Ehrenamtlich. Zwei Jahre wollen sie hier, im vermutlich höchsten Hospital der Welt, bleiben. Gekommen sind sie, weil sie den Himalaya lieben. Obwohl, für den unglaublichen Blick auf den Ama Dabla und die anderen Himalaya-Riesen, die hier quasi im Krankenhausgarten zu stehen scheinen, haben sie eigentlich keine Zeit. Doch die Liebe zum Himalaya ist auch nur ein kleiner Teil der Wahrheit, warum Rachel und Jim hier sind. Die beiden haben schon zwei Jahre in Indien als ehrenamtliche Ärzte hinter sich. Und diese Erfahrung waren eine Bestätigung, wie sehr sie gebraucht werden. Nun wollen sie zwei Jahre lang hier im Dorf Kunde bleiben. Mit zwei nepalesischen Helfern führen sie das einzige Krankenhaus in dieser Region, in der circa 80.000 Menschen leben. Die vielen tausend Trekker, die ebenfalls oft dringend ärztliche Hilfe benötigen, nicht eingerechnet. Blindarm, Knochenbrüche, Rheuma, Infektionen jeder Art, Augenkrankheiten, Herz- und Kreislauferkrankungen, Geburten: Die beiden müssen alles behandeln. „Zum Glück haben wir einen funktionierenden Internetanschluss und können uns im Notfall Rat bei Kollegen holen“, sagt



Jim. Ansonsten ist die Ausstattung nämlich mehr als bescheiden. Ich habe das Krankenhaus nur an den Wegweisern erkannt. Ein kleines Steinhaus mit vier Zimmern: Hier wird behandelt und operiert, verwaltet und hier wohnen Jim und Rachel auch mit einer Köchin. Die beiden Helfer leben bei ihren Familien im Dorf. Zehn Meter entfernt steht ein noch kleineres Haus: zehn Betten in zwei Zimmern. Wenn Patienten hier bleiben müssen, leben sie hier und müssen sich selbst verpflegen. Zur medizinischen Behandlung ist nur das Nötigste da. Der Stolz: ein altes Röntgengerät. Der Traum: ein Ultraschallgerät. Nur für drei der vier Zimmer gibt es einen Ofen. Auf 3860 Metern benötigt man eigentlich selbst im Sommer nach Sonnenuntergang einen Ofen um es halbwegs warm zu haben! Es gibt natürlich keinen Krankenwagen, der kann hier im Hochgebirge nirgendwo fahren. Aber ein Hubschrauber fehlt auch. In oft tagelangen Märschen werden die Kranken auf Bahren zu den Ärzten gebracht oder Rachel und Jim werden geholt und wandern zu den Kranken.

Finanziert wird das Krankenhaus durch Spendengelder und zu einem Großteil aus dem Honorar, welches die Touristen für ihre Behandlung zahlen. „Ohne die Touristen“, sagt Rachel, „könnten wir das Krankenhaus nicht finanzieren.“ Und es kommen sehr, sehr viele Touristen. Viele nehmen die Höhenanpassung nicht ernst und bekommen große Probleme. Die beiden Ärzte berichten, dass sie sich einen freien Tag pro Woche gönnen. Die einzigen, die sie an diesem Tag regelmäßig auch wegen eines Schnupfens stören, wären die Touristen. Warum sie hier sind, frage ich noch einmal. „Hier merken wir, dass wir als Ärzte wirklich etwas bewirken können, dass wir gebraucht werden. Ob wir arbeiten oder nicht, macht hier einen wirklich großen Unterschied.“ Was sei das Wichtigste, was sie hier gelernt hätten, kann ich beim Rausgehen noch fragen. Denn Rachel und Jim sind pünktlich nach dreißig Minuten wieder auf dem Weg zum Behandlungszimmer. „Mache immer das Beste aus dem Tag heute“, sagt Rachel. Jim fügt hinzu: „Und natürlich das Lächeln, das mitten ins Herz geht.“ Vor dem Behandlungszimmer warten bereits wieder mindestens dreißig Patienten. Fast alles Frauen mit ihren Kindern. Ein langer Arbeitstag liegt noch vor Jim und Rachel. Ich sehe ihnen aber keinen Stress an, als sie lächelnd die nächsten Patienten mit in ihr Zimmer nehmen.

### **Zahlen sind relativ**

Vor meiner Abreise nach Nepal habe ich mich natürlich gut vorbereitet. Durch meine Recherchen weiß ich, dass 60% der Kinder unter 16 Jahren arbeiten müssen, dass in Nepal 73% der Menschen Analphabeten sind, so viele Menschen wie in keinem anderen asiatischen Land. Die Einschulungsquote für das erste Schuljahr lag 1970 bei 26% und 1990 bei 98%.

„Vergiss die Zahlen!“, ist der wichtigste Tipp, den ich von Dev Raj Dahal, Dozent für Politologie an der Tribhuvan Universität und ehemaliger politischer Journalist, bei meinem ersten Recherchegespräch bekomme. Nepal hat kein Einwohnermeldeamt. Zwar gab es 1991 einen Zensus, der jedoch nur als

Stichprobe zu sehen ist. Denn viele Regionen sind quasi nicht erschlossen und werden deshalb nicht berücksichtigt. Hinzu kommt, dass viele Menschen nicht wissen, wann sie geboren sind. Viele können weder lesen noch schreiben.

Beispiele:

Die Angaben zur Einwohnerzahl von Nepal liegen nach meinen Recherchen bei 19 bis 30 Millionen, die der Hauptstadt Kathmandu liegen zwischen 200.000 und 470.000. Manche rechnen die Städte Bhaktapur und Patan mit hinzu, manche das gesamte Kathmandual.

98% der Kinder werden ins erste Schuljahr eingeschult – so die offiziellen Angaben. Ich kann mir das kaum vorstellen. Denn selbst bei meiner Reise, die mich kaum in sehr abgelegene Gegenden führt, komme ich immer wieder in Gebiete, wo die nächste Schule einen Tagesmarsch entfernt ist und somit für Erstklässler von fünf und sechs Jahren unerreichbar ist. In manchen Gebieten gibt es überhaupt keine Mädchenschule. Ich habe drei Schulen besucht, die zwar vier bzw. sechs Klassen hatten, aber nur zwei Lehrer. Mit der Konsequenz, dass die jüngeren Kinder sich selbst beschäftigen mussten.

Als Journalistin bin ich natürlich auch immer auf der Suche nach Zahlen um Aussagen treffen zu können, einordnen und urteilen zu können. Aber ich lerne selbst immer wieder die Grenzen der Zahlenwerte kennen. Zum Beispiel möchte ich in einer Schule bei Phakding in Solokhumbu wissen, wie viele Schüler die Schule besuchen. „Na, so viele Schüler, wie wir Bänke haben“, antwortet der Lehrer. Auf manchen Bänken sitzen an diesem Tag acht Kinder, auf anderen nur drei. „Wissen Sie“, sagt der Lehrer, „wichtig ist doch nur, dass wir zu wenig Lehrer haben. Und das weiß ich genau. Wir haben sechs Klassen, aber nur drei Lehrer. Wenn wir besseren Unterricht hätten, könnten wir die Schüler besser fördern und dann würden die Kinder auch regelmäßig kommen. Die Schulbänke sind zwar meistens gut besetzt, aber immer wieder von anderen Kindern.“ Der andere Lehrer der gleichen Schule ist fest davon überzeugt, dass seine Schule von 62 Schülern besucht wird, während der dritte Lehrer von rund achtzig Schülern spricht. Zahlen sind relativ in Nepal und deshalb verwende ich sie nur sehr sparsam in diesem Bericht.

## **Fernsehen aus dem Löwenpalast**

Mein Praktikum bei Nepal TV beginnt an einem Sonntag um 17 Uhr, zur Sendeschicht der „Tagesschau“ von Nepal.

Drei Tage habe ich gebraucht um in Kathmandu den schnellsten Fußweg zum Singha Durbar zu finden. Singha Durbar ist der Löwenpalast. Ein Kolossalbau mit angeblich 1500 Zimmern. Gebaut wurde der Palast zwischen 1902 und 1932 und war zunächst eine Residenz der Rana-Könige. Seit 1973 ist er Regierungssitz. Das Fernsehen ist seit seiner Gründung 1980 in einem Anbau untergebracht.

Wie verabredet, bin ich um 17 Uhr da. Durganat Sherma, der Chefredakteur, empfängt mich und erklärt mir die Programmstruktur:

Jeden Tag um 17.00 Uhr ist Sendebeginn mit Jugendprogramm, den Nachrichten-Schlagzeilen und einer „Daily Soap“.

Um 20.00 sind die Hauptnachrichten auf Nepali, dann gibt es in der Regel einen Spielfilm. Donnerstags wird statt des Films ein auslandspolitisches Magazin gesendet. Um 22.00 Uhr kommt die englische Nachrichten-Ausgabe. Anschließend die Nationalhymne und gegen 22.30 ist Sendeschluss.

Ich bin für die englische Ausgabe vorgesehen und um 17.20 bringt mich Herr Sherma in die Redaktion. Ich brauche eine Weile um die Redaktion zu erkennen. Ich muss zugeben, ich habe gehofft, die ein oder andere e-mail senden zu können. Schließlich habe ich den Kontakt zu Nepal-TV auch über e-mail aufgenommen. So erwarte ich ein Redaktionsbüro mit den üblichen Computern auf Schreibtischen.

Die Redaktion, in die Durganat Sherma mich bringt, sieht allerdings aus wie ein Klassenzimmer der 10. Klasse. Circa 10 große, leere Schreibtische stehen in einem Raum verteilt. Herr Sherma bringt mich zu einer Gruppe von vier Schreibtischen und erklärt, dies sei die englische Sektion und die Kollegen würden gleich kommen.

17.20 Uhr und die Redaktion ist menschenleer. Nicht nur, dass auf den Schreibtischen keine Computer stehen, es gibt noch nicht einmal Schreibmaschinen. Auch keine Bücher, Zeitungen, keine Fernsehgeräte und kein hektisches Telefonklingeln, wie ich es aus Redaktionen kenne. Denn es gibt überhaupt kein Telefon in der Nachrichtenredaktion.

17.30 Uhr: Die ersten Redakteure kommen, Tee wird serviert und ich werde freundlich und neugierig begrüßt.

17.45 Uhr: Die Redakteure und Mitarbeiter falten Papier und legen Blaupapier dazwischen.

18.00 Uhr: Das News-Bulletin kommt. Vier Seiten mit den Meldungen vom Tage. Absender: Pressechef der Regierung.

18.15 Uhr: Das inzwischen von mir entdeckte einzige Telefon, ganz in der Ecke, fast versteckt auf dem Tisch des Nachrichtenchefs, klingelt. Der Nachrichtenchef Rajendra Dev Archarya telefoniert kurz. Die Mitarbeiter beginnen die Meldungen des News-Bulletins handschriftlich auf das Papier zu übertragen. In der englischen Sektion wird ein uraltes Wörterbuch aus einer Schublade gezogen, der Buchdeckel und einige Seiten fehlen bereits.

Mit Hilfe dieses einen Wörterbuches werden die Nachrichten des Bulletins von Nepali auf Englisch übersetzt.

19.00 Uhr: Ein fester Termin, wie ich noch lernen werde. Es gibt Tee für alle.

19.30 Uhr: Die Nachrichtensprecherinnen für die 20.00-Uhr Nachrichten kommen. An einem Schreibtisch werden Spiegelchen und die Schminktische aufgebaut und die Sprecherinnen schminken sich fernsehgerecht. Bei uns heißt so etwas Maske und professionelle Maskenbildnerinnen machen dort die Sprecher und Sprecherinnen zurecht.

19.45 Uhr: Die Sprecherinnen lesen die Texte durch. Die wichtigste Fähigkeit der Sprecher, so lerne ich später: vertraut sein mit unterschiedlichen Handschriften.

19.56 Uhr: Vier Minuten vor Sendebeginn. Ich bin offensichtlich die Einzige, die nervös wird. Mit einem völlig ruhigen und entspannten Lächeln beruhigt man mich, dass kein Grund zur Panik bestehe.

19.58 Uhr: Das Team der Hauptnachrichten geht ins Studio. Ich begleite sie. Spätestens nun verfluche ich mein einziges Paar Schuhe, dass ich mitgenommen habe: dicke Schnür-Wanderschuhe, die natürlich in jedem Raum ausgezogen werden müssen. Sämtliche Mitarbeiter ziehen an mir vorbei ins Studio.

19.59 und dreißig Sekunden: Auch ich habe es in die Regie geschafft. Auf dem Monitor, der das Sendebild zeigt, ist eine rote Pappe zu sehen. Auf der steht: Nepal-TV. Darunter ist ein kleiner Wecker aufgeklebt. Die Zeit: Punkt 20.00 Uhr. Der Sekundenzeiger läuft eine weitere Runde und noch eine. Nichts passiert. In der Regie und im Studio sitzen die Mitarbeiter entspannt und beobachten den Sekundenzeiger, der live auf Sendung seine Runden zieht.

20.03 Uhr: Hektisch suche ich nach dem Problem, dem Fehler, der die Nachrichten verzögert. Ich bin die einzige hektische Person.

20.04 Uhr: „O.k., Sendung ab!“, sagt ein völlig ruhiger Regisseur. Die Nachrichten beginnen.

Als ich später wissen will, was das Problem gewesen sei, versteht man mich gar nicht. Das hat aber nichts mit meiner mangelhaften Ausdrucksfähigkeit auf Englisch zu tun. „Ob die Nachrichten nun um 20.00 Uhr oder um drei nach oder vier nach beginnen, ist doch unwichtig“, sagt man mir.

Meine erste Lektion: Einen Herzinfarkt bekommen die Nachrichten-Redakteure bei Nepal TV bestimmt nicht.

Ich denke an die mir bekannten Nachrichten-Redaktionen mit den vielen gestressten Menschen. Und der Gedanke an die Krisenkonferenzen, wenn die Sendung nur 30 Sekunden zu spät beginnt, erschien mir noch nie so lächerlich. Und plötzlich werde auch ich ganz ruhig und entspannt. Alle Sorgen, ob die drei Monate auch gut werden, ob ich es schaffe, mein Thema zu recherchieren, sind verfliegen.

In den folgenden vier Wochen lerne ich im Mikrokosmos der Redaktion viel über Kathmandu und Nepal:

Journalisten werfen gedankenlos Abfall aus fahrenden Autos und diskutieren dabei, wie die Stadt im Müll erstickt. Sie haben Angst im Dunkeln allein nach Hause zu gehen und quetschen sich lieber zu zehnt in ein Auto.

Wichtigen Politikern wird frischer Fisch oder ein anderes Geschenk nach Hause gebracht. Kontaktpflege, nennen sie das. Zeit ist ein relativer Begriff. Man darf bis zu zwei Stunden zu spät zur Arbeit kommen, da es als äußerst unhöflich gilt, wenn man auf dem Weg zur Arbeit Freunde oder Verwandte trifft und nicht stehen bleibt um mit ihnen zu sprechen. Aber: Um Punkt zwölf Uhr gibt es Mittag. Dafür scheint es in Nepal ein Gen zu geben. Stets werde ich überall außergewöhnlich herzlich und freundlich aufgenommen. Die Menschen machen den Eindruck, dass sie ehrliches Interesse haben und wirklich wissen wollen, wie es mir geht und ob es mir gut geht. Die Floskelhaftigkeit und Oberflächlichkeit der deutschen Umgangsform ist mir noch nie so deutlich geworden.

Stets ist die Familie wichtiger als der Job. Man verlässt die Arbeit, wenn plötzlich jemand krank wird oder eine Hochzeit stattfindet. Ob nun Sendung ist oder nicht. Die in Deutschland generell anerkannte Entschuldigung, dass man diesen oder jenen privaten Termin nicht wahrnehmen kann, weil man arbeiten muss, gilt in Nepal nach meinen Erfahrungen nicht.

Und vor allem einen bezeichnenden deutschen Standardsatz gibt es auf Nepali gar nicht: „Das ist dein Problem!“ Immer finden sich irgendwo Menschen, die helfen wollen und in der Lage sind, durch eine für mich unfassbare Improvisationsgabe und Zähigkeit Lösungen zu finden.

### **Hhm, tja, na ja, eine Liebeshochzeit**

Einige Themen interessieren mich besonders und ich plane, so nach vielleicht zwei, drei Wochen mit ein paar Personen meines Vertrauens, zu denen ich vielleicht etwas besseren Kontakt bekomme, diese Themen anzusprechen. Zum Beispiel die staatliche Kontrolle der Redaktion. Aber auch Fragen nach dem Privatleben, wie zum Beispiel die sogenannten „arrangierten Hochzeiten“.

Bereits am zweiten Abend spricht mich eine 23-jährige Kollegin an. Sie studiert Gesellschaftswissenschaften an der Tribhuvan Universität von Kathmandu und arbeitet bei Nepal TV in der englischen Nachrichten-Sektion: „Davorne, das ist mein Mann, seit sechs Monaten sind wir verheiratet. Was glaubst du, ist es eine arrangierte Hochzeit oder eine Liebeshochzeit?“

Für mich ist diese Frage ein Schock, der mich ganz aus dem Konzept bringt und nur stotternd antworten lässt: „Mmh, hm, tja, ich weiß nicht, vielleicht, hmm, mmh, na ja, ich meine, das ist eine sehr intime Frage, hmm, nun ja, vielleicht dann doch eine Liebeshochzeit.“ Die Antwort kommt prompt: „Nein, eine arrangierte Hochzeit!“ Und dann folgt eine sehr genaue Begründung und Erläuterung, warum sie sich für eine arrangierte und gegen eine romantische Hochzeit entschieden hat: Schließlich wäre eine Liebesbeziehung eine Sache mit unsicherem Ausgang und man müsse sich im Leben entscheiden, was man wolle. Bei einer arrangierten Ehe gäbe man die Verantwortung den Eltern und Großeltern. Die würden garantieren und dafür sorgen, dass die Ehe halten würde. Bei Problemen fühlen sie sich verantwortlich und greifen helfend ein. Eine arrangierte Hochzeit sei wie eine Lebensversicherung mit Garantie für eine dauerhafte Versorgung. Zwar gäbe es viele Probleme zwischen Mann und Frau, aber die wären schließlich bekannt. Bei einer Liebeshochzeit wäre der Ausgang unbekannt und sehr ungewiss. Das würde man doch an unseren westlichen Scheidungsraten und den vielen Single-Wohnungen sehen. Keiner wäre verantwortlich bei einer Liebesbeziehung. Und es könne passieren, dass man plötzlich alleine da stehe. Und wie lange würde schon Romantik und Liebe halten? Ein paar Monate vielleicht und dann begännen doch die Probleme. Nur wäre dann niemand da, der helfe. Deshalb habe sie sich gegen die Liebeshochzeit entschieden. Freiwillig.

## „Human-touch“ unter staatlicher Kontrolle

Der Chef persönlich will wissen, wie ich die staatliche Kontrolle empfinde, und hilft mir das System zu verstehen.

Es gibt ganz feste Regeln. Die erste Meldung ist immer: Was hat der König gesagt oder gemacht. Die zweite Meldung: Was haben Mitglieder der königlichen Familie oder andere „Royalties“ gesagt oder getan. An meinem dritten Tag bei Nepal TV ist die erste Meldung des Tages zum Beispiel, dass der belgische König seinen Urlaub in Nepal verbringt und sich darüber freut. Denn an diesem Tag haben weder König Birendra Bir Bikram Shah Deva, der außer Landes weilt, oder ein anderes Mitglied der Königsfamilie etwas gesagt oder getan. Also ist der Urlaubsbeginn des belgischen Königs die wichtigste Meldung des Tages.

Die weiteren Meldungen sind, was haben der Prime Minister und dann die anderen Minister gesagt oder getan. Anschließend folgen aus dem Satelliten-Fernsehen kopierte Nachrichten vom amerikanischen Sender CNN. Allerdings in der Regel keine Meldungen, die indische oder asiatische Politik berühren. Das pauschale Argument: Durch die amerikanische Brille gesehen, sind diese Meldungen nicht für Nepal TV geeignet. Einen eigenen Text zu den Bilder zu schreiben, ist angeblich nicht möglich. Denn, so die Gegenfrage: „Wie sollen wir an die Infos kommen?“ „Recherchieren!“, antworte ich. „Und wie? Wir haben keine Telefone, keine Infrastruktur.“ „Aber es gibt doch ein Telefon hier.“ „Ja, aber wen sollen wir denn anrufen?“

So kommt es zu Meldungen wie der folgenden: „In Australien wurde eine 50 Jahre alte Bombe gefunden und entschärft. Nichts passierte dabei.“

Zum Schluss der Sendung gibt es immer die Wetter-Nachrichten. Auf blauem Hintergrund steht in weißer Schrift, wie die Temperatur an diesem Tag in Kathmandu war und wann die Sonne auf- und untergeht. Da das Klima in Kathmandu eigentlich immer konstant ist, wird die Schrifttafel fast nie verändert. Alle Ideen und Vorschläge von mir, vielleicht wenigstens ein Foto passend zur Jahreszeit oder aus wechselnden Regionen als Hintergrund zu nehmen oder wenigstens Temperaturangaben aus verschiedenen Orten dazu zu nehmen, werden abgeschmettert mit der immer gleichen Antwort: „Dazu haben wir nicht die Infrastruktur!“ Bis heute ist mir nicht klar, warum so gar kein Ehrgeiz besteht etwas zu verbessern. Ist es nur Bequemlichkeit? Das scheint mir fast zu einfach. Aber trotz aller Gespräche und Erklärungen habe ich auf diese Frage bisher noch keine Antwort gefunden.

Die Arbeit der Spätschicht ist einfach und nach einer Woche wird es mir extrem langweilig. Also darf ich zur Tagschicht wechseln. Die sehr, sehr stressig sein soll, wie mir die Redakteure versichern.

11.00 Uhr Redaktionskonferenz: Drei Kamerateams und drei Redakteure, drei Autoren – zwölf Männer trinken Tee. Ich werde gefragt, wann und wo ich Mittag machen möchte, ob ich hungrig oder durstig sei. Soviel Aufmerksamkeit für mich und für solch unwichtige Fragen verwirren mich. Dann werden die Termine besprochen, die handschriftlich in eine Kladde geschrieben werden. Ich bin gespannt, bei welchem Termin ich wohl mitgehen darf. Das

Buch wird aufgeklappt .... und gleich wieder zu. Heute ist leider kein Termin, über den berichtet werden könnte.

Am nächsten Tag soll ich mitgehen zu einer Ausstellung von Nachwuchskünstlern aus Bangladesh. Leider wird auch diesmal wieder nicht gedreht. Die Ausstellung ist in einer Barracke, wo es kaum Licht gibt. „Außerdem interessiert sich doch nun wirklich niemand für Nachwuchskünstler aus Bangladesh“, sagt der Reporter mir nach einem flüchtigen Blick in die Barracke.

Am vierten Tag soll ich eine Meldung über den Buddhismus-Kongress in Lumbini schreiben. Aber ich soll nicht recherchieren, welche Teilnehmerzahlen nun richtig sind: Die aus der Tageszeitung „Kathmandu-Post“, die von 20 Teilnehmern aus vier Ländern berichtet, oder die Meldung aus dem staatlichen News-Bulletin, wo von 340 Teilnehmern aus 30 Ländern gesprochen wird. Auch sorgt meine Meldung, die damit beginnt, dass der Kongress auch den Sinn hat, Touristen für diese Region zu interessieren, für einen großen Heiterkeitsausbruch. „Richtig müsse die Meldung damit beginnen, wieviele Butterlampen der Bruder des Königs zu Beginn des Kongresses angezündet hat“, erklärt mir der Redakteur.

Am fünften Tag darf ich eine „Human-touch“ Geschichte drehen: Gegen 16 Uhr soll am Flughafen ein Sarg mit dem Leichnam einer Frau ankommen. Die Nepali hat in Taiwan als Haushälterin gearbeitet. Dort wurde sie wohl so schwer misshandelt, dass sie in ein Krankenhaus musste. Aus unbekanntem Gründen musste sie dann aber wieder zurück in diesen Haushalt. Davor hat sie sich offenbar so gefürchtet, dass sie im Krankenhaus Selbstmord beging. Um 16 Uhr sollen die Angehörigen heute in Kathmandu den Sarg in Empfang nehmen. Keiner in der Redaktion weiß etwas Genaues über die Geschichte oder kennt Angehörige der Toten. Auch weiß keiner etwas über die Fakten aus Taiwan. Also fahre ich mit einem Kamerateam zum Flughafen, in der Hoffnung etwas zu erfahren. Nach einiger Zeit finden wir heraus, dass der Leichnam erst um 19 Uhr ankommen soll. „So lange warten wir aber nicht!“, meint das Team und fährt mit mir zum Sender zurück. Um 19 Uhr hat dann niemand mehr Lust, ein weiteres Mal zum Flughafen zu fahren. So wichtig sei die Geschichte ja auch nicht, entscheidet die Redaktion.

## **Journalisten und Journalisten**

Nepal TV gibt es seit 1986. Angefangen hat das Fernsehen mit einer Stunde Programm täglich. Heute werden 41 Stunden pro Woche gesendet. Die Nachrichten gibt es in einer nepalesischen und einer englischen Ausgabe. Die Spielfilme und „daily soaps“ kommen meist aus Indien und werden auf indisch mit nepalesischen Untertiteln gesendet. Nach Angaben der UNESCO erreicht das Fernsehen in Nepal 20% der Bevölkerung.

Nepal TV untersteht der staatlichen Kontrolle. Alle Nachrichten werden vom Pressebüro der Regierung verfasst. Alle Journalisten verhalten sich absolut loyal zur Regierung. Gefällt Regierungsmitgliedern eine Meldung nicht, rufen sie die Nachrichtenchefs auch privat an. Meinen Erfahrungen

nach akzeptieren die Fernseh-Journalisten dieses Gebot ohne Widerspruch. Niemals hat während meines Praktikums jemand probiert, eine Gegenrecherche zu starten oder zwischen den Zeilen etwas durchblicken zu lassen. „Warum sollten wir das tun?“, kommt die Gegenfrage eines Redakteurs. „Wenn wir hier arbeiten, wissen wir, wer uns wofür bezahlt. Unser Chefredakteur kontrolliert jede Meldung, die gesendet wird. Ich hätte nie eine Chance meine Meldung durchzubringen, wenn nur der Hauch einer Kritik an der Regierung enthalten wäre. Wenn ich wirklich journalistisch arbeiten möchte, kann ich ja woanders hin wechseln.“

Ein anderer Fall: Etwa 30% des gesendeten Filmmaterials sind kodierte Bilder des amerikanischen Nachrichtensenders CNN. Für Nepal besonders interessant ist die „Asian Edition“ mit den wichtigsten Meldungen aus Asien. An einem Tag bringt CNN die Meldung, dass hinduistische Fundamentalisten in Dehli Kinos zerstört haben, nachdem dort der Film „Fire“ angelaufen ist. Diesen Film hat eine in Amerika lebende indische Regisseurin gemacht und er handelt von der lesbischen Liebe zwischen zwei indischen Frauen. Obwohl der Film auch in Nepal anlaufen soll, wird der Bericht nicht übernommen. „Der amerikanische Reporter spricht undifferenziert von „some“ hinduistischen Fundamentalisten. So etwas übernehmen wir nicht.“ „Und wenn ihr einen eigenen Text schreibt?“, frage ich. „Ja, aber wo sollen wir denn die Informationen her bekommen?“ Die Möglichkeit, in Dehli anzurufen, kommt überhaupt nicht in Frage. Da kenne man schließlich niemanden und so etwas wäre nicht vorgesehen. Nur der Chef habe ein Telefon.

Aber Nepal TV ist nur eine Seite des Journalismus in Nepal. Seit den ersten demokratischen Wahlen 1990 gibt es die gesetzlich festgeschriebene Pressefreiheit in Nepal. Und gerade im Printbereich arbeiten hervorragende Journalisten. Es gibt sehr viele politische Tageszeitungen, die regierungsunabhängig sind. Fast jede politische Partei und viele Gewerkschaften haben eine eigene Zeitung. Eine Untersuchung von 1998 hat insgesamt 1634 Zeitungen gezählt, die auf Nepali erscheinen. 281, die auf Englisch und Nepali herausgegeben werden und 630 weitere Zeitungen. Nicht alle erscheinen täglich. Manche nur monatlich, halbjährig oder sogar nur einmal im Jahr. Es gibt auch ein Institut für investigativen Journalismus. Geleitet wird dieses Institut von Kanal Mani Dixit, der neben dem kritischen Magazin Himal, auch an vielen weiteren Projekten beteiligt ist.

Leider gibt es keine gute Ausbildung für Journalisten und die vorhandenen Angebote werden nicht gut genutzt. Viele Journalisten verstehen die Pressefreiheit falsch. Oft wird nicht gegenrecherchiert und bei laufenden Verfahren oder Verdächtigungen scheint Persönlichkeitsschutz unbekannt zu sein. Bedenkenlos werden Namen und die Fotos veröffentlicht. Jüngstes Beispiel: Die Polizei hat zwei 19jährige Französischen festgenommen, die angeblich Kinder sexuell missbraucht haben sollen. Der Verdacht und die Festnahme reichte der englischsprachigen Tageszeitung „Kathmandu Post“ um Fotos samt vollem Namen der beiden Frauen in der Zeitung zu veröffentlichen.



## Lebendige Göttinnen

Mit einem Pinsel malt die Frau dicke schwarze Striche um die Kinderaugen und verlängert die Striche über die Schläfen bis zu den Ohren. Fast grob frisiert sie die langen schwarzen Haare zu einem Dutt auf dem Kopf. Dabei sind schon fast kahle Stellen auf der Kopfhaut zu erkennen. Geduldig lässt das kleine Mädchen die Prozedur über sich ergehen. Dabei schaut sie kein einziges Mal zu uns, ihren Besuchern.

„Sie darf Fremde nicht anschauen oder mit ihnen sprechen“, erklärt mir Damina Vaidya. Damina Vaidya ist Dozentin für Soziologie an der Tribhuvan Universität in Kathmandu. Sie hat mich zu der lebendigen Göttin, der Kumari, der alten Königsstadt Patan im Kathmandu-Tal gebracht. Damina kennt die Familie der Kumari und deshalb darf ich bei der Ankleidezeremonie dabei sein. Nach einer Stunde ist das Mädchen fertig und setzt sich auf den kleinen Holzthron im Raum. So wie Damina es mir vorher erklärt hat, bringe ich nun mein Opfer dar, indem ich vor dem Thron kniee, Obst und Geld auf die Kinderfüße lege. Die Kumari blickt stumm zum Boden und gibt mir Tika, rote Farbe mit Reiskörnern, auf die Stirn ohne dabei den Blick zu verändern. Das Kind ist jetzt extrem stark geschminkt. Nicht nur die Augen sind mit dicken, schwarze Kajalstrichen bemalt, auch die Stirn ist verziert, mit dem göttlichen dritten Auge in roter, goldener und weißer Farbe. Auf dem Kopf sitzt eine schwere Krone. Davon bekommen die Mädchen die kahlen Stellen auf dem Kopf, erklärt mir Damina. In einem rot-goldenen Kleid mit Scherpe sitzt die Kumari bewegungslos auf ihrem Thron.

In Nepal gibt es unzählige hinduistische und buddhistische Götter. Die Menschen glauben an die göttliche Kraft in Skulpturen, Landschaften, Bergen, Tieren und Tempeln. Die lebendigen Göttinnen, die Kumari, sind im Glauben der nepalischen Hindus sehr angesehene, mächtige Göttinnen. Nepal ist das einzige Land der Welt, wo jungfräuliche Mädchen als lebendige Göttinnen verehrt werden.

In ganz Nepal gibt es acht bis elf Kumaris und sie leben alle im Kathmandu Tal. Die Mädchen werden im Alter von zwei bis vier Jahren von den höchsten Priestern des Ortes ausgesucht. Die Auswahl erfolgt, indem die Eltern ihre Töchter freiwillig zum Priester bringen. Dort werden sie zunächst begutachtet. Die Mädchen müssen hübsch sein und dürfen keine Narben oder körperlichen Fehler haben. Nach einer ersten Vorauswahl testen entweder die Priester selbst oder ausgesuchte Frauen die Kinder weiter. Zum Beispiel müssen sie bis zu drei Tage und Nächte allein in einem dunklen Raum verbringen. In dem Raum sind geopferte Tiere wie Schlangen oder Fledermäuse. Wenn die Mädchen diesen Test ohne Schreien oder Angstzustände überstehen, sind sie als Kumari geeignet.

Chandra Shila Bajracharya heißt die Kumari von Patan, zu der mich Damina geführt hat. Chandra Shila Bajracharya wurde 1992 im Alter von zwei Jahren unter zwölf Mädchen als Kumari ausgewählt. Zwei Stunden bin ich im Opferraum der Kumari und Chandra Shila Bajracharya sitzt nach der beendeten Schminkprozedur zwei Stunden völlig regungslos auf ihrem kleinen

Thron. Ihre Mutter und ihr Vater sind ebenfalls da und die beiden dürfen mit mir und Damina sprechen. Die Kumari von Patan lebt bei ihren Eltern und Geschwistern. Ihre Familie kocht und sorgt für sie. Die Kumari darf, außer an acht bestimmten Festival-Tagen im Jahr, das Haus nicht verlassen. Und selbst dann dürfen ihre Füße den Boden außerhalb des Hauses nicht berühren. Darum wird sie an diesen Tagen von ihrem Vater und ihren Brüdern auf einem Thron durch die Stadt getragen. Die Kumari von Patan darf auch nicht zur Schule gehen. Die Eltern erklären mir den typischen Tagesablauf ihrer Tochter: Morgens wird sie geschminkt und angekleidet um vormittags die Opfer der Gläubigen zu empfangen: Blumen, Obst, Reiswein, Kerzen und Geld. Vor allem Frauen opfern der Kumari, denn die Kumari steht trotz ihrer Kindheit und Jungfräulichkeit für Fruchtbarkeit. Die Kumari wird ebenso um das Nachlassen von Menstruationsschmerzen bis hin zum Glück für die Kinder gebeten. Chandra Shila Bajracharyas Eltern lassen schnell durchblicken, dass sie mir gerne Informationen über ihre Tochter geben, dass ich aber auch opfern müsse, sprich Geld bezahlen soll. Als sie erfahren, dass ich Journalistin bin, bieten sie mir an, dass ich die Tochter filmen dürfe, falls ich noch mehr Geld bezahle.

Filmen will ich nicht, aber dafür möchte ich wissen, warum die Eltern ihre Tochter Kumari sein lassen. Ohne große Umschweife antworten mir die Eltern. Sie sind froh, dass sie ihrer Tochter wenigstens das Leben einer Kumari bieten können. „Schauen sie sich um“, sagt der Vater, „wir sind arme Leute ohne Land und Eigentum. Wir haben fünf Kinder zu versorgen und wissen nicht wovon. Unsere Tochter bekommt als Kumari genug Geld und Opfergaben, dass unsere Familie davon leben kann. Wenn sie nicht mehr Kumari ist, wird sie immerhin noch eine kleine Rente bekommen.“

Diese Rente benötigt die Kumari dann aber auch dringend. Denn nach der ersten Menstruation ist die Kumari wieder weltlich und muss als Göttin abtreten. Ein alter Aberglaube besagt, dass der Mann, der eine Ex-Kumari heiratet, früh sterben muss. Deshalb findet kaum eine Ex-Kumari einen Mann. Da die meisten Kumaris weder schreiben oder lesen gelernt haben noch eine Ausbildung haben, sind die Mädchen kaum lebensfähig. Da sie als Ex-Kumari der Familie keinen Nutzen mehr bringen, werden viele verstoßen. Ex-Kumaris berichten, dass als einzige Überlebenschance oft nur die Prostitution bleibt.

„Du musst jetzt noch ihre Füße küssen“, flüstert mir Damina zu. Wir sind inzwischen in einem anderen Haus in Patan und dort habe ich gerade der alten Kumari geopfert. Die alte Kumari von Patan ist eine einmalige Besonderheit in Nepal. Diese Kumari ist heute mindestens 40 Jahre alt, so genau weiß das keiner. Die Legende besagt, dass der zuständige Priester der Dharma Kumari, wie die alte Kumari genannt wird, die ihr zustehende Rente streichen wollte, als sie wegen der eingetretenen Menstruation abtreten musste. Nachdem der Priester dies verkündet hatte, starb er plötzlich und unerwartet. Die Menschen in Patan glauben bis heute, dass der Priester für diese unzulässige Kürzung der Kumari-Rente von den Göttern bestraft wurde. Deshalb blieb Dharma den Menschen von Patan als Kumari heilig, bis heute.

Die Dharma-Kumari lebt mit ihrer alten Mutter in dem ärmlichen Haus. Der Vater ist schon vor 28 Jahren gestorben, die Geschwister leben woanders. Für mich ist es unvorstellbar, wie eine Frau ihr gesamtes Leben nur in einem Haus verbringen kann, ohne jeden Kontakt zur Außenwelt. Eingeketscht in den kleinen Kinderholzthron sitzt die Dharma-Kumari regungslos da. Auf mich macht sie einen verstörten Eindruck. Ob sie niemals hätte abtreten wollen als Kumari, frage ich die Mutter. Die Mutter verneint. Ihre Tochter wäre sehr glücklich als Kumari. Für mich ist von diesem Glück nichts erkennbar. Aber vielleicht ist es das Glück, nicht als Prostituierte leben zu müssen.

### **Rajendra, der glücklichste Junge von Daschinkali**

„Hej, du kommst doch bestimmt aus Deutschland? Dann gefällt dir doch bestimmt diese Ganesh-Statue. Sie bringt viel Glück. Komm, ich gebe dir den weltbesten Preis!“ Die üblichen Rufe der Souvenir-Verkäufer. Nach sechs Wochen Nepal höre ich es kaum noch. „Hej, große Schwester, schau doch mal. Meine Mama kommt aus Frankfurt. Und ich bin der glücklichste Junge von Daschinkali. Jetzt guck doch mal.“ Diesmal höre und gucke ich doch. Der Junge mit der Mama aus Frankfurt hat schwarze Haare und Augen, braune Haut und ist eindeutig ein Nepali. Sein Englisch hat aber einen ungewöhnlich westlichen Akzent. Ich gehe zu seinem Stand, wo er alle möglichen Souvenirs verkauft. Der Junge bietet mir eine Holzkiste zum Sitzen und einen Tee an. Dann erzählt er seine Geschichte: Er ist 16 Jahre und als siebtes Kind einer armen Familie in Daschinkali geboren. In Daschinkali gibt es einen sehr berühmten Hindu-Tempel, zu dem Hindus aus ganz Nepal pilgern um Tiere zu opfern. Das garantiert Gesundheit und Glück. Als Mama aus Frankfurt auf einer Urlaubsreise in Nepal Daschinkali besucht, sieht sie eine weinende und bettelnde Frau mit einem ziemlich verwahrlosten Kind. Rajendra und seine Mutter. Die Familie hat kein Geld. Es ist mal wieder ein Trockenjahr und die Ernte ist ausgefallen. Die Familie weiß nicht, wovon sie das nächste Essen bezahlen soll. Sie wollen Rajendra gegen einen Kredit an einen Landherrn verkaufen. Mama aus Frankfurt hat eine andere Idee. Sie adoptiert Rajendra. Aber auf ihre Art. Monatlich schickt sie 50 DM. Genug Geld, um in Nepal einen Monat essen und zur Schule gehen zu können. Ihre einzige Bedingung: Rajendra soll bei seiner Familie bleiben. Mit vierzehn beendet Rajendra die Schule. Mama aus Frankfurt hilft ihm, den kleinen Souvenirladen aufzubauen. Damit verdient er genug für sich und die ganze Familie. „Verstehst du jetzt, warum ich der glücklichste Junge von Daschinkali bin?“

Später lerne ich Mama aus Frankfurt kennen. Sie ist mittlerweile regelmäßig mehrere Wochen im Jahr in Nepal und Asien. Sie erzählt, dass sie sich nie hätte träumen lassen, wie glücklich sie einmal selbst durch Rajendra werden würde. Denn seit Rajendra älter ist, begleitet er sie auf ihren ausgedehnten Reisen durch Asien, zu denen sie keines ihrer eigenen Kinder überreden kann. Die eige-

nen Kinder wollen ihr immer nur professionelle Reiseleiter vermitteln. Aber so wie mit Rajendra könnte sie mit keinem anderen Reiseleiter der Welt Asien kennenlernen.

### **Kinder im Gefängnis**

Singh B. Muktan lebt gefährlich. Der pensionierte Polizei-Offizier setzt alles dran, möglichst viele Kinder aus den Gefängnissen zu holen. Damit arbeitet er gegen die Politik der Regierung. Denn nach nepalesischem Gesetz müssen nicht nur straffällige Erwachsene in den Knast, sie müssen ihre Kinder mit ins Gefängnis nehmen. Der Grund: Es gibt fast keine Waisenhäuser in Nepal. In Berichten von Kinderhilfsorganisationen kann man immer wieder Artikel dieser Art lesen: Ein Mann erschlägt seine Frau und bekommt 25 Jahre Gefängnisstrafe. Die fünfjährige Tochter, die den Mord miterlebte, muss mit dem Vater ins Männergefängnis.

Singh B. Muktan kennt die Situation in den Gefängnissen durch seine Arbeit nur zu gut: 15 Quadratmeter Zelle für acht bis zehn Frauen mit ihren Kindern. Alle schlafen auf dem Boden ohne Matratzen. Im eiskalten Winter genauso wie im schwül-feuchten Sommer. 100 bis 200 Insassen müssen sich drei, meist wasserlose Latrinen teilen. Das sanitäre System von Kathmandu ist durch Coli-Bakterien verseucht und ohnehin in desolatem Zustand. Hinter den Gefängnismauern herrscht ein hygienischer Alptraum. Erst wenn die Kinder schwer krank sind, werden sie, wenn sie Glück haben, von Wachen in ein Krankenhaus gebracht. Selbst wenn ein Kind das Gefängnis übersteht, in der strengen Kastengesellschaft Nepals gelten sie als Aussätzige ohne Perspektive.

Bei meinen Recherchen zur Situation in den Gefängnissen sagt man mir, 80 % der Frauen im Frauengefängnis seien Mörderinnen. Ich bin geschockt. Nach weiteren Recherchen finde ich heraus, dass Abtreibung in Nepal per Gesetz als Mord gilt und in der Regel mit 20 Jahren Haft bestraft wird. So kann es passieren, dass ein junges Mädchen vergewaltigt wird und eine Abtreibung vornehmen lässt. Der Vergewaltiger zeigt das Mädchen an und sie wird zu 10 Jahren Haft verurteilt. Nur zehn Jahre, da sie noch minderjährig ist!

Abtreibungen und Fehlgeburten gelten in Nepal auch als Vorwand, wenn Männer ihre Frauen „verschwinden“ lassen wollen.

Singh B. Muktan, der Ex-Polizei-Offizier, hat fünf Kilometer von Kathmandu entfernt ein Haus gebaut. Hier leben heute 45 Kinder, die er aus den Gefängnissen geholt hat. In fünf Zimmern stehen die Etagenbetten dicht an dicht. Nur eine kleine Holzkiste mit einer Zahnbürste, einem T-shirt und vielleicht einem Kugelschreiber oder einem Messer hat jedes Kind für sich alleine. Und dennoch haben die Kinder es hier viel besser als im Gefängnis. Sie bekommen regelmäßig warmes Essen, eine Schulausbildung und eine Berufsausbildung.

Dieses Haus der Prisoners Assistance Mission, kurz PAM, soll erst der Anfang sein. Singh B. Muktan sammelt Spendengelder um noch weitere Waisenhäuser bauen zu können.

## Kindermönche

„Gefangen im Kloster“, „Kinder-Missbrauch durch Mönche“, „Eltern verkaufen ihre Kinder ins Kloster“. Solche und ähnliche Schlagzeilen habe ich immer und immer wieder gelesen. Unterwegs im Land treffe ich überall auf die buddhistischen Mönche in ihren roten, purpurnen und orangefarbenen Kutten. Sehr viele Kindermönche sind in den Gruppen dabei. Die Mönche bitten um Geld, Mitfahrgelegenheit oder frisches Obst. Mehrmals habe ich versucht, in einem Kloster Mönche zu besuchen.

Beim ersten Versuch treffe ich auf eine zugige Bretterbude in den Bergen, die mit Plastikfolien abgedeckt ist. Vor zehn Jahren haben die Mönche für eine Schule gesammelt, die auch gebaut wurde. Heute finanziert die Schule den letzten der übrig gebliebenen 40 Mönche.

Beim zweiten Versuch komme ich Ende November in 4100 Metern Höhe in ein fast leeres Kloster. Im Winter sei es hier einfach zu kalt, erklärt mir der einzige im Kloster überwinterte Mönch. Ich könne aber gerne in seinem Kloster-Guest-Haus übernachten. In dem Guest-Haus empfängt mich die Frau des Mönchen mit den drei gemeinsamen Kindern. Nach dem Essen packt der Mönch geschäftstüchtig eine Kiste mit Schmuck und Tanka-Malereien aus. Das Leben sei hart mit einer Familie, nennt er als Begründung für seine Nebenbeschäftigung. Auf mein Erstaunen, wie es denn sein könne, dass er als Mönch Familie und Kinder habe, antwortet er nur lachend: Wenn man keine Karriere im Kloster machen möchte, sei vieles denkbar. Und Mönche mit Familien wären nicht selten. Im Hochgebirge hätte fast jeder Mönch hier Familie. Denn dann müsste er im eisigen Winter nicht im Kloster bleiben, sondern könne ins warme Haus der Familie in niedrigere Höhenlagen.

Beim dritten Versuch werde ich vor dem Eingang in das Kloster zuerst in den Kloster-Shop geleitet. Die üblichen Gebetszeiten von sechs und 17 Uhr sind touristenfreundlich auf zehn und 15 Uhr verlegt. Das Kloster Thyanboche liegt auf 3860 Metern direkt am berühmten Everest-Trek und wird von vielen Trekkern gerne besucht. Die Gebete sind auf angenehme 20 Minuten verkürzt, die Donation-Box am Eingang ist ebenso wie der Shop nicht zu übersehen. Kinder finde ich in diesem Kloster nicht.

Der vierte Versuch: Schon dreißig Meter vom Kloster entfernt höre ich lautes Rufen, Kreischen und Lachen. Eindeutig junge Stimmen. Als ich den Innenhof des Klosters betrete, traue ich meinen Augen kaum. Etwa zwanzig junge Mönche in Kutten und Gummilatschen jagen einem Fußball hinterher. Sie sind völlig ins Spiel vertieft. Ein junger Mönch, der nicht mitspielt, spricht mich an. Da er auch ausgezeichnet englisch spricht, wird die Unterhaltung schnell intensiver. Der junge Mönch berichtet freimütig und ausführlich vom Klosterleben und freut sich, dass er durch meinen Besuch etwas Abwechslung bekommt. Cherab, so heißt der junge Mönch, spiele nicht gerne Fußball, sondern er unterhalte sich sehr gerne und am liebsten mit Fremden, weil er da soviel Neues erfahre. Aber er berichte den Fremden auch gerne von seinem Leben, weil er möchte, dass vor allem die Touristen erfahren können, wie er lebe. Es gäbe viele Vorurteile und falsche Meldungen über

buddhistische Mönche. Zum Beispiel, dass die Mönche in Reichtum leben würden und nichts abgeben würden. Im Jangchub Choeling Kloster wäre das nicht so, sagt Cherab. Hier würden allein zehn Kinder aus sehr armen Familien kostenlos gepflegt und ausgebildet. Und Reichtum wäre relativ, sagt Cherab. Er selbst habe nur seine Kleider, ein paar Bücher und Musikkassetten. Geld habe er fast gar keines. Aber das Kloster wäre schon reich. Erst gerade habe man ein neues Schulgebäude gebaut und neue Wohnhäuser für die Mönche. Cherab ist sehr stolz auf sein Kloster und auf den Rinpoche, den höchsten Mönch des Klosters. Der Rinpoche hier sei sehr aufgeschlossen und modern. Ich habe Glück: Der Rinpoche ist da und empfängt mich. Shangpa Rinpoche wurde mit neun Jahren als Inkarnation des Gyalwa Karmapa erkannt. Im indischen Varanasi wurde er ausgebildet und als er 23 Jahre alt war, bat man ihn das Jangchub Choeling Kloster bei Pokhara zu leiten, in dem ich ihn treffe. Seit 1982 leitet Shangpa Rinpoche außerdem das Karma Kargyud Kloster in Singapore. Deshalb ist der heute 39 jährige Shangpa Rinpoche nur eine Woche im Monat im Kloster in Nepal. Die übrige Zeit verbringt er in Singapur oder in Indien. Shangpa Rinpoche ist sehr offen und interessiert. Als ich ihm von meinen Recherchen zum Thema Kindheit in Nepal erzähle, lädt er mich ein, im Gästezimmer des Klosters zu bleiben und die Kindermönche seines Klosters kennen zu lernen.

So lerne ich den zwölfjährigen Tashi kennen. Mit neun Jahren wird Tashi von seinem Großvater ins Kloster gebracht. Tashis Eltern sind Tibeter und flohen vor 20 Jahren nach Nepal. Tashis Vater stirbt früh und die Familie lebt ohne Besitz oder eigenes Land in armen Verhältnissen in der Nähe von Kathmandu. Um Tashi eine Schulausbildung, regelmäßiges Essen und einen guten Schlafplatz bieten zu können, bringt sein Großvater den Jungen ins Kloster. Die Familie hat kein Geld um Tashi dies alles bieten zu können. Die Alternative wäre ein Job in einer Teppichfabrik gewesen. Und genau das scheint auch der Grund zu sein, warum so viele Kinder im Kloster sind. Das Leben im Kloster garantiert ihnen ein deutlich besseres Leben mit regelmäßigem Essen, einem Dach über dem Kopf und einer Schulausbildung, als bei ihren oft armen Familien.

Es ist eine alte Tradition, dass der zweite Sohn einer buddhistischen Familie Mönch wird. Der erste Sohn hat für die Eltern zu sorgen und der zweite wird dem Kloster gegeben. Gibt es keinen zweiten Sohn oder kann der Junge aus welchen Gründen auch immer nicht ins Kloster, dann gibt die Familie statt dessen dem Kloster Geld. Doch diese alte Tradition scheint immer seltener fortgeführt zu werden.

Die Kinder im Jungchub Choeling Kloster werden in der Regel mit sechs Jahren aufgenommen werden. Acht Jahre lang erhalten sie eine Schulausbildung. Sie lernen Tibetisch, Nepali, Englisch, Logik, Mathematik, „Disputieren“ und Computer zu bedienen, einschließlich dem Internet. Nach ihrem Abschluss können sie entscheiden, ob sie als Mönch im Kloster bleiben möchten oder nicht.

## Ein Tag mit Tashi

Um sechs Uhr ertönt der Gong. Es ist stockdunkel, und da mal wieder Stromausfall ist, huschen dunkle Gestalten mit flackernden Kerzen über die Gänge des Wohnhauses im Kloster. Eine halbe Stunde später versammeln sich die 90 Mönche im Kloster zum Morgengebet. Heute morgen ebenfalls nur bei Kerzenschein. In dicke Decken gehüllt, murmeln die Mönche ihre Gebete und wiegen dabei ihren Oberkörper vor und zurück. Die Kinder sitzen ganz außen auf Teppichen. Nach einer halben Stunde gibt es heißen Tee und frisch gebackenes Brot. Serviert von zwei Kindern, die Teedienst haben.

Nach einer Stunde ist das Morgengebet vorbei. Draußen ist die Sonne aufgegangen und die Gipfel des Annapurna-Massivs leuchten in der Morgensonne.

Die Kinder gehen ins Schulgebäude. Im Flur werden, wie überall in Nepal üblich, die Gummilatschen abgestreift. Tashi hat zuerst Tibetisch. In einer Woche ist Prüfung. Deshalb wird im Moment besonders intensiv gelernt. Der Lehrer, der selbst kein Mönch ist, sitzt an einem Holzschreibtisch. Die acht Schüler auf kleinen Holzbänken mit Tischchen. Die zehn Schüler nehmen ihre Bücher und wie schon beim Gebet wiegen sie ihren Oberkörper vor und zurück und lesen laut, was in dem Buch steht. Jeder Schüler übt für sich alleine. Es hört sich fast wie ein Gesang an. Der Lehrer erklärt uns, dass die tibetische Grammatik sehr kompliziert ist und deshalb auswendig gelernt werden muss.

In der zweiten Stunde hat Tashi Englisch. Wie schon beim Tibetisch wird auch in dieser Stunde auswendig gelernt. Ebenso im Nepali-Unterricht, der dritten Stunde. Dann ist endlich Pause. Tashi spielt dann am liebsten Fußball. Obwohl er heute sehr zurück haltend ist. Er hat einen blauen Zeh, vom Samstag. Am Samstag ist immer schulfrei und da spielen die Mönche auf einem richtigen Fußballplatz. Dabei hat Tashi sich verletzt.

Nach zwei weiteren Stunden läutet die Mittagsglocke aus der Klosterküche. Auf dem Hof vor der Küche ist Essensausgabe. In langer Schlange stehen alle Mönche geduldig, bis sie an der Reihe sind. Heute gibt es das nepalesische Nationalgericht: Reis mit pikant gewürztem Gemüse und Linsensuppe, genannt Dal Bhat. Gegessen wird entweder draußen auf dem Hof oder in einem Raum mit Tischen und Stühlen. Die Mönche scheinen alle sehr hungrig zu sein: Tashi und alle anderen holen sich zweimal Nachschlag.

Nach dem Essen hat Tashi eine Stunde frei. Er zeigt mir seinen Lieblingsplatz: das Klosterdach. Von hier kann er das Annapurna-Massiv sehen und hat einen Blick ins ganze Tal. Tashi erzählt, dass er in seinen drei Klosterjahren erst zweimal das Kloster verlassen hat. Zu zwei Ausflügen an einen Bergsee. In der nahegelegenen Stadt Pokhara war er noch nie. Die jungen Mönche dürfen ohne Erlaubnis nicht aus dem Kloster raus. Wenn sie es doch tun, werden sie bestraft. Mit Stockschlägen und Geldstrafe, sagt Tashi und fügt hinzu, das ist ihm wichtig, dass er aber noch nie bestraft wurde. Tashi erzählt, dass er am Anfang sehr großes Heimweh hatte. Aber nach einem Jahr wäre es besser geworden. Alle Kindermönche teilen sich das Zimmer mit einem erwachse-

nen Mönch, der sie betreut. Tashi erzählt, dass sein Betreuer sehr nett ist. Manchmal darf er sogar bei ihm Musik hören. Für Tashi steht schon fest, dass er nie mehr aus dem Kloster weg möchte. Er möchte am liebsten später Lehrer im Kloster werden. Kein wichtiger, hoher Mönch, sagt er, dafür müsse man zuviel lernen. Dann ist die Freistunde vorbei und Tashi geht zum „stillen Studieren“ in sein Zimmer. Um fünf Uhr treffen wir ihn wieder zum Nachmittagsgebet. Diesmal mit Gesang und Musik. Und mit Licht. Denn mittlerweile gibt es wieder Strom. Nach dem Gebet ist Abendessen. Und um 21 Uhr eine Stunde lang Tanztraining auf dem inzwischen wieder stockdunklen Hof. Trainiert wird der Mönchstanz, eine wichtige Tradition der Mönche, die jeden Abend geübt wird.

Um 22 Uhr gehen alle Mönche in ihre Zimmer. Vor dem Einschlafen lernen sie noch zwei bis drei Stunden. Manchmal treffen sich die jungen Mönche aber auch in einem Zimmer und hören Musik. Am liebsten englischen Pop. Fernsehen, Computer, Internet gibt es nur im Klassenraum.

## **Elefanten-Arbeiter**

Drei Stunden nach Mitternacht. Latschinkali, die Elefantenkuh, ist unruhig. Aber nicht, weil ich, die fremde Besucherin, sie nervös mache, sondern sie ist hungrig und sie scheint sich über Jalim zu ärgern. Denn anstatt sie zu füttern, redet Jalim mit mir. Als Latschinkali mit ihrem Rüssel wieder einen Strohhalm wirft, der diesmal direkt auf Jalims Rücken fliegt, versteht Jalim endlich und beginnt Latschinkali zu füttern.

Ich bin in Chitwan, dem größten Nationalpark Nepals. Chitwan liegt auf 700 Metern direkt an der indischen Grenze und gehört zur fruchtbaren Tiefebene, dem Terrai. Im Terrai leben die meisten Menschen in Nepal. Ein Mittelwert aus den verschiedenen Angaben könnte lauten: Etwa zwei Viertel der Einwohner Nepals leben im Terrai, ein Viertel in der Hauptstadt Kathmandu und ein Viertel in der flächenmäßig größten Region, der Bergregion. Selbst im Januar ist es in Chitwan tagsüber noch drückend schwül. Allerdings sinken die Temperaturen nachts unter null Grad. Deshalb haben Jalim und die anderen Elefantenarbeiter wie an jedem Morgen ein Feuer gemacht, an dem sie sich wärmen. Die beiden Kinder von Jalim und seine Frau schlafen noch. An das nächtliche Getümmel und das Licht vom knisternden Feuer sind sie gewöhnt. Schließlich arbeitet Jalim schon zwölf Jahre mit Latschinkali und der zweiten Elefantenkuh Paunhali im offenen Stall. Und da Elefanten rund um die Uhr betreut werden müssen, leben die Elefanten-Arbeiter mit ihren Familien und mit den beiden Elefanten unter einem Strohdach.

Eigentlich habe ich mir das Land Nepal ausgesucht, weil ich dachte, dass Nepal ein kleines Land ist, welches ich in drei Monaten gut kennenlernen kann. Schließlich ist Nepal noch nicht einmal halb so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. Die Maße - von Ost nach West sind es 885 Kilometer und von Nord nach Süd gerade mal 160 Kilometer – schienen mir vor zweieinhalb Monaten in Deutschland sehr überschaubar. Dass dieses Land



aber extrem schwer zu bereisen ist, war mir nicht wirklich klar. Dreiviertel des Landes sind Bergregion über 3000 Meter Höhe, dazu acht der 14 Achttausender und damit acht der höchsten Berge der Welt, aber auch entlang der indischen Grenze die Tiefebene, die auf 500 bis 700 Metern Höhe liegen, gehören zu Nepal. Für 100 Kilometer benötigt man mindestens einen Tag, wenn es eine Straße und ein Auto gibt. In den Bergen kann man ausschließlich zu Fuß vorwärts kommen. So bin ich am Ende der drei Monate froh, dass ich es noch bis Chitwan schaffe. Denn für Nepal ist die Tiefebene ebenso typisch wie das Hochgebirge. In der Tiefebene leben ganz andere Menschen als in der Gebirgsregion. Andere Gesichter, andere Dialekte, andere Kleidung, andere Traditionen: für mich wieder eine neue Kultur.

In Chitwan leben die Tharu. Auch Jalim und seine Familie gehören zur Volksgruppe der Tharu. Die Tharu gehören zu einer der ältesten Volksgruppen in Nepal. Traditionell sind sie Bauern, Fischer und Jäger. Aber seit der Tourismus zur wichtigsten Einnahmequelle des Landes geworden ist, leben viele Tharu vom Tourismus. Sie tanzen in den Gruppen, die zu den abendlichen Attraktionen in den Hotels gehören, sie kellnern oder, so wie Jalim, arbeiten mit den Elefanten, die Touristen durch den Dschungel tragen. In den seltensten Fällen sind die Tharu Besitzer der Hotels, Restaurants oder Elefanten. Das sind in der Regel Reiche höherer Kasten, die in Kathmandu leben und die Tharu für sich arbeiten lassen.

Zwei Stunden habe ich nun beim Füttern zugeguckt und um fünf Uhr sind die Elefantenkühe Latschinkali und Paunhali für kurze Zeit satt. Jalim und die drei anderen Arbeiter in dem Stall können mit dem Satteln beginnen. Zuerst werden die Elefanten abgebürstet, damit kein Staub oder Stroh unter dem Sattel auf der empfindlichen Elefantenhaut juckt. Dann werden zwei Decken und der schwere Holzsattel auf dem inzwischen knienden Elefanten befestigt. Um halb sieben reiten Jalim und sein Kollege Chiran mit den beiden Elefanten los. Nach etwa drei Minuten machen sie eine erste kurze Pause. Jetzt gibt es Frühstück für Jalim und Chiran. Vor einer Lehmhütte stoppen die beiden zwischen bereits dort stehenden Elefanten mit ihren Treibern. Eine Frau kommt mit einem Tablett aus der Hütte und reicht Jalim ein Glas süßen Milchtee hoch auf den Elefanten. Der heiße Tee dampft in der Morgenkälte. Genüßlich trinken die Treiber auf ihren Elefanten den Tee und tauschen Neuigkeiten aus: welches Hotel wieder wie viele Gäste bekommen hat, an welcher Stelle sie heute Rhinozerosse erwarten. Darum geht es hauptsächlich. Die Touristen kommen aus aller Welt nach Chitwan um bei einem einstündigen Elefantenritt einmal ein Rhinozeros sehen zu können. Und wenn sie dann wirklich eines sehen, geben sie ihrem Elefanten-Treiber meistens ein hohes Trinkgeld. Bei diesen Ritten helfen sich die Treiber gegenseitig und rufen sich Tipps durch den Dschungel zu, wo sie einen der ersehnten Dickhäuter gesehen haben. Manchmal arbeiten sie auch direkt zusammen und kreisen gemeinsam einen ein, um ihn dann ein wenig zu jagen.

Der Morgentee ist beendet und Jalim treibt Latschinkali zu einem Hochstand, einer Bushaltestelle für Elefanten. Hier warten die beiden auf Touristen. Eine halbe Stunde, noch eine halbe Stunde, zwei Stunden. Heute ist kein guter

Tag. Arbeitslos reiten die beiden zurück zum Stall. Dort hat Naranya, Jalims Sohn, bereits dreißig Strohballen mit Reis und Zucker gefüllt und sie zusammen gebunden. Denn ob Arbeit oder keine: Latschinkali ist nun wieder hungrig und muss gefüttert werden. Die ersten Strohballen gibt es bereits vor dem Absatteln. Jalims Sohn ist neun Jahre alt. Er muss jeden Tag im Stall helfen, denn es gibt viel Arbeit. Eigentlich braucht man pro Elefant drei Arbeiter. Aber Latschinkalis Besitzer zahlt schlecht und so übernimmt Jalims Sohn die Stelle von einem dritten Arbeiter. „Das ist aber gut“, findet Jalim, „denn so lernt er direkt den Job.“

Mittags wird Latschinkali im Fluss gebadet. Auch dabei muss Naranya helfen. Die Arbeitselefanten sind auf verbale Befehle dressiert und hören auf's Wort. Bis der riesige Elefant ganz geschrubbt ist, vergehen wieder 90 Minuten. Damit der Arbeiter dies sicher übersteht und er nicht plötzlich von dem Elefanten unter Wasser erdrückt wird, muss sehr genau mit dem Elefanten gearbeitet werden. Diese Arbeit zu lernen, dauert Jahre. Jalims Sohn ist stolz, denn er kann schon den Befehl geben, dass Latschinkali sich selbst abduckt, indem sie Wasser aus ihrem Rüssel prustet. Ich will wissen, wo und wann Naranya zur Schule geht. „Ach, was lernt Naranya schon in der Schule. Die Arbeit ist wichtig. Und die englische Sprache. Nur englisch kann der Lehrer in der Schule nicht sprechen. Englisch bringe ich meinem Sohn bei, denn das braucht er dringend um mit den Touristen sprechen zu können.“ Und auch Naranya sagt, dass er lieber mit seinem Vater und dem Elefanten am Fluss ist, als eine Stunde über den heißen Sandweg zur noch heißeren Schule laufen zu müssen, nur damit man dort nichts lernt, womit man Geld verdienen kann. Und das sagt der neunjährige Junge mit einer Ernsthaftigkeit, die nicht nachgeplappert oder gespielt ist.

### **Ein Lächeln zum Schluss**

Auf Nepali gibt es kein Wort für „Dankeschön“. Zwar gibt es „dhanyabaat“, was Danke heißen soll, aber immer wieder wird mir gesagt, dass man dieses Wort nur für Touristen geschaffen habe, die unbedingt beim Dankesagen bleiben wollen.

„Wofür braucht man ein Wort, wenn man lächeln kann?“, erklärt mir meine Nepali-Lehrerin. In drei Monaten lerne ich die Herzlichkeit des Lächelns kennen. Und so geht zum Schluss ein ganz besonders herzliches Lächeln an die Heinz Kühn Stiftung, die mir dieses Lächeln ermöglicht hat.